

**Zeitschrift:** Jahrbuch / Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee  
**Herausgeber:** Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee  
**Band:** - (2008)

**Artikel:** Stampfen, Hammerschmieden und Glättemühlen in der Region Thun : ein Beitrag zur Kulturgeschichte mechanisierter Gewerbebetriebe in der vorindustriellen Zeit  
**Autor:** Frank, Georg  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1096011>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.03.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## **Stampfen, Hammerschmieden und Glättemühlen in der Region Thun**

**Ein Beitrag zur Kulturgeschichte mechanisierter Gewerbebetriebe in der vorindustriellen Zeit**

### **Warum nicht mit einer Maschine?**

Stampfen gehören in unserem Kulturkreis, zusammen mit Mühlen und Sägen, zu den ältesten Maschinen. Ob durch tierische oder menschliche Muskelkraft angetrieben, durch Wasser oder Wind: Sie erleichterten das Leben unserer Vorfahren während Jahrhunderten in beträchtlicher Masse. Während Generationen standen sie im Dienste der Menschen, ohne einem starken technischen Wandel unterworfen zu sein.

Mühlen und Sägen und deren Funktionsweise sind im Allgemeinen im Bewusstsein der heutigen Generation lebendiger als Stampfen. Dies mag daran liegen, dass mancherorts noch alte Mühlengebäude und Sägereien stehen, während die wesentlich bescheideneren Stampfen schon seit vielen Jahrzehnten verschwunden sind. Bezeichnend ist denn heute auch, dass sich unter den über hundert Objekten, die am Schweizer Mühlentag jeweils zu besichtigen sind, nur ein paar wenige einfache Stampfen befinden.

Im Laufe der Zeit entwickelte sich bei den Stampfen, bedingt durch ihren Einsatz in den verschiedensten Produktionsbereichen, eine erstaunliche Vielfalt; so finden wir in Steffisburg im Laufe der Jahrhunderte am Mühlebach Gersten-, Knochen-, Loh- oder Rindenstampfen, Pulver-, Spezerei- und Tabakstampfen und schliesslich Leder- und Tuchwalken, die nach dem gleichen Prinzip wie die übrigen Stampfen gebaut waren. Die erste Stampfe, damals noch als «Bläue» bezeichnet, ist bereits 1354 bei der Oberen Mühle erwähnt.

Bis ins 16. Jahrhundert, vereinzelt auch noch später, treffen wir in alten Urkunden auf die so genannten Bläuen. Dabei handelt es sich um die älteste Generation der Stampfen. Im 16. Jahrhundert vollzog sich ein interessanter Begriffswandel: Hatte man bis in die frühe Neuzeit unter «Bläuen» verschiedene Tätigkeiten zusammengefasst, z.B. das Enthülsen von Hirse und Gerste, das

Brechen von Getreidekörnern sowie das Quetschen von Hanf- und Flachsstängeln, so verengte sich der Begriff später hauptsächlich auf «Klopfen von Gespinststängeln und -fasern». Das Wort verschwand schliesslich aus dem technischen Wortschatz, als man in unserer Region begann, die Gespinstfasern in Reiben zu bearbeiten. Mit «Stampfen» bezeichnete man fortan diejenigen Wasserwerke, die dazu dienten, Rohstoffe zu zerkleinern. Den Begriff «Bläue» findet man vereinzelt auch noch in Urkunden des 18. Jahrhunderts. Der Grund dafür dürfte sein, dass die Bezeichnung aus früheren Verträgen einfach stillschweigend übernommen wurde.

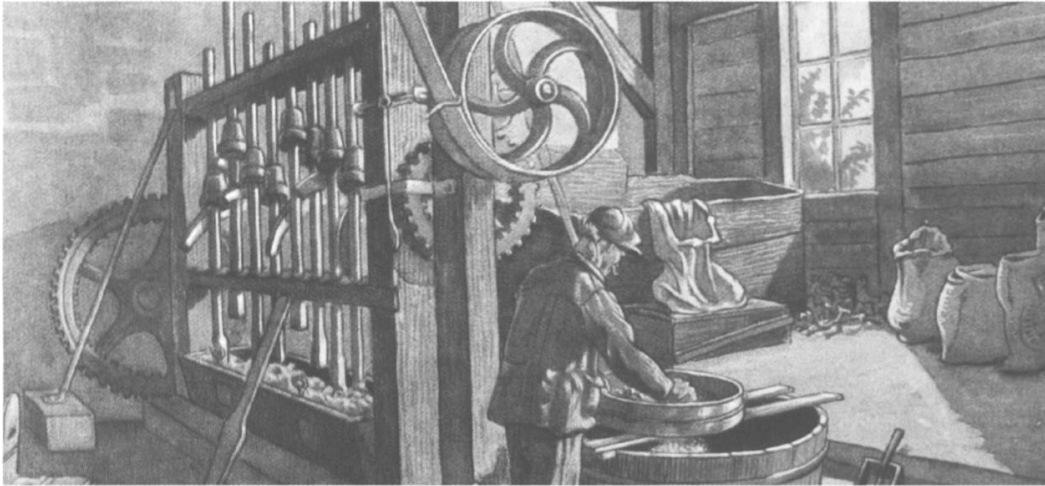
Etwas weniger alt als die Stampfen sind die Hammerschmieden. Eine solche wurde in Steffisburg im ausgehenden 16. Jahrhundert eingerichtet. Noch jünger sind die Glättemühlen. Die erste Anlage wird in den Steffisburger Quellen im Jahr 1776 erwähnt.

Die Beschäftigung mit all diesen einfachen Maschinen gewährt uns heute spannende Einblicke in die Technik- und Kulturgeschichte. Aus Platzgründen werden sich die folgenden Ausführungen aber auf die Gersten-, Spezerei- und Tabakstampfen sowie auf die Hammerschmieden und Glättemühlen in der näheren Umgebung von Thun beschränken müssen.

### **Verschieden – und doch gleich**

Im Gegensatz zu den Getreidemühlen handelte es sich bei den wassergetriebenen Stampfen und Hammerschmieden um denkbar einfache Maschinen: Vom Wasserrad wurde die Kraft direkt oder über ein Getriebe auf den liegenden Wellbaum übertragen; die darin befestigten Nocken hoben einen oder mehrere senkrecht stehende Stämpfel bzw. die Schmiedehämmer an und liessen diese anschliessend ins Stampfloch oder auf eine flache Unterlage zurückfallen. Stampfen und Hammerschmieden kamen also im Gegensatz zu den Mühlen – Stockmühlen ausgenommen – ohne Winkelgetriebe aus.

Je nach Sprachregion finden sich für die Nocken unterschiedliche Benennungen, so treffen wir z.B. die Bezeichnungen Hebebrett, Hebearm, Hebbling Lüpfer und Lupfarm an. Der Stämpfel, häufig aus Holz, zuweilen aus Metall gefertigt, wurde auch Stampfbalken, Stampfkeule, Schiesser oder Stampfer genannt. Das Loch im Stampftrog hiess Mörser, Mulde, Köcher, Schale oder Kumpf, ohne dass damit die Aufzählung abgeschlossen wäre. Der Stampftrog war häufig aus Holz, in selteneren Fällen aus Stein gearbeitet.



Ein Typ unter vielen: z.B. die Knochenstampfe. Das gestampfte Knochenmehl fand als Dünger in der Landwirtschaft Verwendung, bis es vom Thomasmehl verdrängt wurde. Abbildung: Wyss, P.: Arbeit in der Heimat, volkskundliche Bilder, Erlenbach-Zürich, o.J.

Die verschiedenen Typen unterschieden sich in ihrer Konstruktion zum Teil nur wenig, allenfalls in der Ausgestaltung der Stämpfelspitzen und der Form der Stampflöcher. Stämpfel und Löcher waren bei gleichen Stampfetypen durchaus nicht immer einheitlich. Neben technischen Überlegungen dürften lokale Tradition und handwerkliches Geschick des Erbauers den Bau der Anlage massgeblich bestimmt haben.



Stämpfelstein der Knochenstampfe in der Cholere Heiligenschwendi: Die Tiefe der Stampflöcher beträgt ca. 40 cm. Der von einem Hangrutsch verschüttete Granitstein (160/60/70 cm) wurde im Frühjahr 2007 aus dem Choleregraben geborgen. Foto: Georg Frank

In der Regel wurden in Stampfen Rohstoffe gebrochen und pulverisiert. Mit Stampfen konnten aber auch Substanzen gemischt werden, wie zum Beispiel in den Pulverstampfen, wo Salpeter, Schwefel und Holzkohle zu Schwarzpulver vermengt wurden. Ein besonderer Typus der Stampfe, die Walke, wurde dazu gebraucht, Tuche oder Leder zu walken, d.h. zu kneten.

Von der Konstruktion her wesentlich aufwändiger waren die Glättemühlen. Diese benötigten wie die alten Kornmühlen zwei Mahlsteine, d.h. einen Bodenstein und einen Läufer, der durch einen senkrecht stehenden Wellbaum angetrieben wurde, weiter einen Mühlestuhl, auf dem der Bodenstein ruhte, und schliesslich ein Winkelgetriebe, das die Kraft von der liegenden Antriebswelle auf die senkrechte Welle übertrug. Zwischen den Mahlsteinen wurden die Bleiglätte und auch der Quarzsand pulverisiert, den die Töpfer für die Zubereitung der Glasuren benötigten.

## **Getreidestampfen**

### **Brot und Mus**

Getreide spielte für die menschliche Ernährung seit jeher eine bedeutende Rolle. Zeitlich, regional und sozial ergeben sich aber bezüglich der Konsummenge und der Form, in der Getreide gegessen wurde, zum Teil enorme Unterschiede. Im ausgehenden Mittelalter war Brot das wichtigste Grundnahrungsmittel überhaupt. In Bern wurden pro Kopf jährlich 250–340 kg Brot verzehrt. Weissbrot war rund dreimal teurer als Roggenbrot und wurde vor allem von der städtischen Oberschicht gegessen. Neben dem Brot spielten aber auch das Getreidemus und der Getreidebrei eine wichtige Rolle; sie waren die herkömmlichen Frühstücksspeisen der Getreidebauern. Hirse- und Haferbrei kamen aber auch auf den Tisch des städtischen Bürgertums. Neben dem Mus gehörten auch die Mehlsuppe und der Weissmus-Brei aus Milch und Mehl zur Nahrung der mittelländischen Agrarbevölkerung. Mit dem Aufkommen der Kartoffel im 19. Jahrhundert wurde die Breikost langsam zurückgedrängt.

### **Stampfen in Steffisburg**

In den Steffisburger Bläuen, die in frühen Urkunden erwähnt werden, dürfte vor allem auch Getreide gestampft worden sein. Bläuen bestanden bei der Oberen Mühle (1354 erstmals erwähnt), bei der Au-Mühle (1557) und bei der Säge im Unterdorf (1713).

Gerstenstampfen bzw. Getreidestampfen, die in den Quellen ausdrücklich als solche bezeichnet sind, können in Steffisburg an verschiedenen Orten, nicht nur bei Mühlen, nachgewiesen werden. 1843 wurde dem Au-Müller an der heutigen Astrastrasse bewilligt, dass er an Stelle der Gerstenstampfe eine Glättemühle einrichten dürfe. Wir können annehmen, dass die Vorläuferin der Gerstenstampfe die Bläue war, die bereits im 16. Jahrhundert erwähnt wurde.

Im 18. Jahrhundert tauchen in Steffisburg am Mühlebach weitere Stampfen auf: Die Gerstenstampfe bei der Säge im Unterdorf scheint nur kurze Zeit in Betrieb gewesen zu sein. Sie wird lediglich in den 1770er- und 1780er-Jahren in den Kaufverträgen erwähnt. Auch hier liegt die Vermutung nahe, dass es sich bei der Bläue, die 1713 bezeugt ist, um eine Getreidestampfe handelte.

1766 finden wir bei der Öle am Öleweg 6 eine Stampfe, die im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts aufgegeben wurde.



Zur Öle am Öleweg 6 gehörte auch eine Stampfe. Das Gebäude wurde Ende 2003 abgebrochen. Ansicht von Süden, um 1950.

Foto: Stadtarchiv Thun; Nachlass S.A. Gassner

1720 betrieb Abraham Blank in der Au am heutigen Industrieweg 19 eine Stampfe, für die aber offenbar keine Konzession bestand. Dieses Wasserwerk musste um 1830 einer Glättemühle weichen.

Im Jahre 1720 bestand zudem eine Stampfe in der Au, an der Stelle, wo später die Tuchfabrik Stucki ihren Anfang nahm. 1721 erhielt der Thuner Schleifer und Polierer Peter Meyer, dessen Anlage in der Stadt wegen der Kanderkorrektion trocken gefallen war, – wegen des vielen zusätzlichen Wassers, das die Aare nun führte, hatte man die grosse Schwelle in Thun «abgenommen» – als Ersatz die alte Schleife in der Steffisburger Au, die auch mit einem Gerstenstampfe- und Tuchwalkerecht ausgestattet war. Ob Meyer und seine Nachbesitzer die Gerstenstampfe auch wirklich betrieben, wissen wir nicht. Denkbar wäre, dass die Stampfe in der Au, die sich in der dortigen Gewerbelaufschicht auf den ersten Blick etwas fremd ausnimmt, dazu gedient haben könnte, Gerste aufzubereiten, die in der Textilproduktion für pflanzliche Bleichbäder Verwendung fand.

Unterhalb der Bernstrasse, am heutigen Glättemühleweg Nr. 11, befand sich seit 1602 eine Stampfe, über deren Funktion und Schicksal wir keine weiteren Angaben haben und die nur wenige Jahrzehnte bestanden haben dürfte.

Am Unterlauf des Mühlebachs schliesslich, an der heutigen Jungfraustrasse 8, finden wir eine weitere Stampfe, von der wir genaue Kenntnisse haben. Weil wir an diesem Ort zudem einer Tabak- und einer Spezereistampfe und später einer Glättemühle begegnen, soll der Geschichte dieser Anlage hier etwas mehr Platz eingeräumt werden.

### **Das Glättemühlegut**

Die Wasserkraftanlage beim Glättemühlegut, die unterste am rund drei Kilometer langen Mühlebach, wird wohl ums Jahr 1700 errichtet worden sein; genau Auskünfte geben die Quellen nicht. 1739 ging der Besitz an Christen Roth, der die Stampfi, «auf der Hammerschmidten» genannt, übernahm. Dazu gehörten ein Wohnhaus und eine «Specerey- und Gersten Stampfi», die in einem eigenen Gebäude untergebracht war, zudem 1 Jucharte Mattland, Beüenden (eingezäunte Grundstücke, die der Privatnutzung vorbehalten waren) und ein Garten. In späteren Dokumenten wird Christen Roth als «Gerstenstampfer» bezeichnet. Von diesem ging die Anlage 1772 an den Thuner Ochsen-Wirt Christian Schneyter. Nur wenige Jahre später, 1776, verkaufte Schneyter, der nun in seiner «Specerey-Stampfi» in der Au wohnte, dem Rudolf Hügli für 5 000 Pfund das Haus mit der Scheune, die Specerei-, Gersten- und Tabak-Stampfe und schliesslich auch eine «Goldgletti», d.h. eine Glättemühle,



von der wir hier erstmals etwas vernehmen und von der, wie auch von der Spezereistampfe und der Tabakstampfe, in einem Kapitel weiter unten noch die Rede sein wird. Offenbar wurde dieser Verkauf aber rückgängig gemacht, denn 1779 erwarb der Pulverstampfer Peter Schenk von Christian Schneiter für 2800 Pfund oder 848 Kronen die Spezereistampfe und die Glättemühle. Schenk beabsichtigte, sein neu erworbenes Wasserwerk auszubauen. Aus diesem Grund suchte er um die Bewilligung nach, die Gerstenstampfe mit einem Gerstengang, d.h. einem Mahlgang mit Mühlesteinen, erweitern zu dürfen. Im Gesuch, das der Statthalter an die Berner Regierung schickte, hielt dieser fest, die Tabak-, Spezerei- und Gerstenstampfe von Schenk habe zwei Wasserräder. Seit einiger Zeit sei die «Kolmar-Gerste stark im Gebrauch». Schenk habe die «Fabrication derselben [...] binnen 7 Jahren zu Strassburg und Müllhausen vollkommen gut erlehrt», und er wolle seinen Söhnen ein nützliches Handwerk lehren. Der Statthalter führte weiter aus, dass im Amt Thun kein entsprechender Betrieb bestehe, die Müller aus Zeitgründen und aus Mangel an Kenntnissen keine Kolmar-Gerste verarbeiteten und dass für den Gerstengang auch kein neues Radwerk nötig sei. Schenks Gesuch wurde in Steffisburg und den benachbarten Kirchgemeinden von den Kanzeln verlesen, und als keine Einsprachen eingingen, erhielt er schliesslich am 17. April 1779 die Bewilligung, für jährlich 10 Schilling in seiner Gerstenstampfe einen neuen Gerstengang zur «fabricierung der Collmar Gersten» einzurichten.



Die Spezerei-, Gersten- und Tabakstampfe und die erste Steffisburger Glättemühle befanden sich am Unterlauf des Mühlebachs kurz vor dessen Einmündung in die Aare (rechts).

Abbildung: Fisch C.: Plan und Profil des Sulnd Beets von Stäffisburg bis an die Aare im Juny 1813; Ausschnitt, bearbeitet. Oberingenieur Kreis I, Thun



Ende 1785 verkaufte Peter Schenk seinem Schwager Peter Müller, der in der Au wohnte, für 3 500 Pfund oder 1 050 Bernkronen das Wohnhaus, die Spezerei-, Gersten- und Tabakstampfe und die Goldglättemühle in der Spezerei-stampfe, dazu auch die Konzession von 1779 für die Gerstenmühle. Aber noch im gleichen Jahr nahm Schenk die Besetzung von Müller zu den gleichen Bedingungen wieder zurück.

1798 zog sich der nun knapp 70-jährige Peter Schenk aus dem Erwerbsleben zurück. Auf diesen Zeitpunkt verkaufte er seinem Sohn Hans für 7 000 Pfund und 200 Kronen sein Glättemühlegut. Warum der Kaufpreis 1798 mehr als das Doppelte des Preises von 1785 betrug, entzieht sich unseren Kenntnissen.

1806 veräusserte Hans Schenk die Liegenschaft an den Pulvermacher Jakob Mäder. Zum Verkauften gehörte u.a. ein Wohnhaus mit angebauter Scheune «samt der dabey stehenden Tabac-Spezerey- und Gerstenstampfe mit Innbe-griff der darinn befindlichen Gledtmühle».

Von Jakob Mäder kamen die Spezereistampfe und die Glättemühle 1808 an Niklaus Grossglauser, der auch die Siebe und Hämmer in der Tabakstampfe und in der Glättemühle erwarb. 1814 tauschten Niklaus Grossglauser und Christian Grossglauser-Bachmann, der Besitzer der «Schlosser-Schmitte» an der «Schloss-Gass» in Münsingen, ihre Liegenschaften. Während Niklaus die Schmiede im Aaretaldorf übernahm, kam Christian in den Besitz der Liegenschaft in der Au. Der Schwiegersohn von Christian Grossglauser war Johannes Wanzenried d.Ä. Diesem trat Grossglauser 1827 sein Wohnhaus in der Au ab, daneben auch das Gebäude, in dem sich die Spezerei-, Gersten- und Tabakstampfe und auch die Goldglättemühle befanden. Grossglauser behielt für sich und seine Frau Elisabeth das Wohnrecht im Haus, auch durfte er die Stampfe benutzen.

1868 trat Johannes Wanzenried d.Ä., mittlerweile 68-jährig, seinem «geliebten und einzigen» Sohn Johannes, der am Polytechnikum in Zürich studierte, seinen ganzen Besitz «auf den Zeitpunkt seines Absterbens oder nach seinem Belieben» ab.

Bis wann die Gerstenstampfe beim Glättemühlegut tatsächlich in Betrieb war, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Vermutlich verlor sie bereits mit der Einrichtung des Gerstengangs ihre Bedeutung und ging schon im letzten Viertel

des 18. Jahrhunderts ab, möglicherweise wurde sie aber auch noch unter Grossgläuser betrieben. Mit grosser Wahrscheinlichkeit darf angenommen werden, dass sie von Wanzenried nicht mehr benutzt wurde, weil dieser sich ganz der Töpferei zuwandte.

Zur Entwicklung der Gerstenstampfen lässt sich zusammenfassend feststellen, dass viele von ihnen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts verschwanden. Sie wurden Opfer des Strukturwandels, der sich in Landwirtschaft und Gewerbe vollzog: Die Gerstenstampfen wurden von anderen Wasserwerken abgelöst, wie in unserer Region zum Beispiel in zwei Fällen von Glättemühlen, die grösseren Gewinn versprachen. Zum Teil gingen sie ganz einfach ein, weil sie überflüssig geworden waren. Auch dürfte der Wandel in den Ernährungsgewohnheiten eine Rolle gespielt haben.

## **Tabakstampfe**

### **Mit Missfallen und Bedauern**

Wegen seiner angeblichen Heilwirkung wurde Tabak in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den Arzneigärten gezogen. Ausgangspunkt des Anbaus in Europa war Spanien, von wo sich die neue Kulturpflanze nach Italien, in den Balkan, nach Russland und England verbreitete. Im Vergleich zu den Importen nahm sich der europäische Anbau aber bescheiden aus. Das Tabakschnupfen kam in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Portugal auf und verbreitete sich in den folgenden Jahrzehnten über ganz Europa. Erstmals ist Tabak in der Schweiz im Jahr 1565 bezeugt.

Die Berner Obrigkeit sah dem Rauchen, Schnupfen und Tabakkauen anfänglich mit «Missfallen und Bedauern» zu, weil der Tabakkonsum «dem Menschen an seiner Leibs- und Gemüths-Gesundheit schädlich, unanständig, und in Ansehen des Feuers gefährlich, auch der Taback ein grosses Gelt unnöthiger Weiss aus dem Land zeucht». Mehrmals wurde in Mandaten das Rauchen, Schnupfen und Kauen verboten (1675, 1693 und 1697) und mit einer Geldstrafe von 5 Pfund, im Wiederholungsfall sogar mit 10 bzw. 15 Pfund belegt. 1695 wurden beispielsweise mehrere angesehene Thuner Bürger verurteilt, weil sie gegen das Tabakrauchverbot verstossen hatten und «beim Saufen am Sonntagabend» (d.h. beim Rauchen) erwischt worden waren. Sie wurden entweder 24 Stunden eingesperrt oder hatten eine Busse von 5 Pfund zu bezahlen.

Weil alle Verbote und Bussen nichts abtrugen, sich der Tabakkonsum vielmehr stark ausbreitete, so dass sich «Junge und Alte, Reiche und Arme, Mann- und Weibspersonen dessen auff allerhand Art und Weise bedienen und sich solchen dergestalt angewöhnen, dass sie schwärzlich dessen sich müssigen können», änderte die Berner Regierung ihre Haltung. Die gesundheitspolitischen Bedenken traten nun in den Hintergrund und machten wirtschaftlichen Überlegungen Platz. «Damit [...] diejenigen, so dessen Gebrauch zu ihrer Gesundheit bedürftig sind, in einemweg damit versehen seiend, habend Wir für ein thunliches Mittel erachtet, die Tabac-Pflanzung selbst – gleich an benachbarten und angrenzenden Orten mit glücklichem Success beschehen – auch in Unsern eigenen Landen einzuführen.» 1719 liessen Schultheiss, Rät und Burger der Stadt Bern durch die Landvögte auf dem Lande daher Tabaksamen verteilen und lieferten gleichzeitig eine genaue Pflanzanleitung mit. Ziel war es, den Tabak künftig im Land selber zu produzieren und so zu verhindern, dass wegen des importierten Tabaks Geld ins Ausland abfloss. Einfuhr und Verkauf von Tabak sollten so lange verboten bleiben, bis die Inlandproduktion zur Deckung des Bedarfs ausreichen würde.

Obwohl der Tabakkonsum im 18. Jahrhundert von der Regierung zugelassen wurde, war der Genuss – wie überhaupt jeglicher Luxuskonsum in der damaligen Zeit – nicht gerne gesehen. So beklagten sich denn im Jahr 1764 die Pfarrherren von Steffisburg und Amsoldingen, dass mit dem Schnupftabak «allzuviel Aufwand getrieben» würde.

Die Sittenwächter konnten sich lange beklagen: Sowohl der Tabakgenuss wie auch der einheimische Anbau nahmen immer stärker zu. Im Waadtland, wo bereits 1661 durch die Berner das «Tabakgericht» eingesetzt worden war, breitete sich der Tabak um 1760 im Einzugsgebiet der Broye stark aus. 1819 wies Payerne im Zentrum der Anbauregion zwölf Tabak-Manufakturen auf. 1836 gab es in Thun fünf Tabakfabriken. Bedingt durch die Ausbreitung des Zigarettenrauchens ab 1870, entstand eine industrielle Tabakproduktion; 1895 wurden in der Schweiz bereits 80 Millionen Zigaretten hergestellt. 1901 bestanden in der ganzen Schweiz 165 Tabakunternehmen, die rund 7 000 Personen beschäftigten. 1908 gab es in Steffisburg drei Zigarrenfabriken.

## **Die Steffisburger Tabakstampfe**

Die Tabakstampfe beim Steffisburger Glättemühlegut wird in den Quellen erstmals 1772 erwähnt. Diese war, wie die Spezerei- und Gerstenstampfe, im Besitz von Christian Roth, der die Heimwesen mit den Wasserkraftanlagen 1739 geerbt und in der Zwischenzeit mit einer Tabakstampfe erweitert hatte. Letztmals erwähnt wird die Tabakstampfe im Abtretungsvertrag von 1827, als Christian Grossglauser seinem Schwiegersohn Johannes Wanzenried d.Ä. die Glättemühle-Besitzung überliess. Die Tabakstampfe wird ihr Schicksal möglicherweise mit dem der Gerstenstampfe geteilt haben.

Über die Arbeit und über technische Einzelheiten schweigen sich die Quellen aus. Einzig im Handänderungsvertrag von 1779 wird ein Tabakmesser aufgeführt, das mit verkauft wurde. Wir wissen auch nicht, woher der verarbeitete Tabak stammte.

## **Spezereistampfen**

### **Ein Hauch der weiten Welt**

Ein altes Sprichwort sagt: «Spezereien riechen am besten, wenn man sie stampft.» Damit ist der Zusammenhang mit den Stampfen gegeben. Der Begriff «Spezerei» taucht schon in den Quellen des 14. Jahrhunderts auf und bezeichnet eine grosse Zahl von Produkten; so fallen darunter Gewürze und Apothekerwaren (innerliche und äusserliche Heilmittel, Räucherwerk, Parfüm) aber auch Hilfsmittel für die Tuchfärber und Bäcker. Auch Kaffee und Zucker gehörten ursprünglich dazu. In der Taxierung der Spezereien im Anhang zu der bernischen «Ordnung der Pulverlüt» von 1506 werden unter Spezereien auch Baumwolle, Seife und Zuckererbsen aufgeführt. Merkmal vieler dieser Spezereien war, dass sie zum grossen Teil über den Orienthandel nach Europa kamen, später auch aus Afrika und aus der Neuen Welt.

Bereits aus dem Jahr 1431 finden wir für Bern eine «Pulver- und specery ordnung», 1479 folgte die «Ordnung über Gewürzpulvermischung, Verbot des Handels an Sonn- und Feiertagen und ausserhalb der Märkte», 1510 der Erlass zur Gewürzpulverstampfe und 1518 die «Vorschriften über das Mischen von Gewürzpulver». 1579 verliehen Schultheiss, Rät und Burger in Bern der Gesellschaft zu Kaufleuten die neue Pulverstampfe an der Matten, 1686 erging der Befehl nach Burgdorf, gestützt auf die Konzessionen, die 1479 und 1489 an die bernische Gesellschaft erteilt worden waren, eine eingerichtete Pulver-

stampfe stillzulegen, und gleichzeitig erhielt jene das Recht bestätigt, über den Kauf und Verkauf des Gewürzpulvers an Märkten die Aufsicht zu führen.

Ziel der obrigkeitlichen Gewürzpolitik durch all die Jahre war einerseits die Qualitätskontrolle im Interesse der Konsumenten, andererseits die Sicherung eines Teils der Einnahmen von der Stampfe in Bern und aus dem Handel.

Wie reichhaltig das Sortiment der bernischen Stampfer war, geht aus der «Spezerey Pulver Stampfe Instruktion» der Gesellschaft zu Kaufleuten für den Stampfer in Bern aus den 80er-Jahren des 18. Jahrhunderts hervor. Die Liste umfasst 19 Spezereien, von denen auch der Stampfpreis (Kreuzer pro Pfund; in Klammern) angegeben ist:

«Pfeffer (2), Jmber (2), Lorbonen (2), Zimmet (2), Senf (2), Kreuzbeeren (2), Fenkel (2), Aenis (2), Franzosenholz (2), Negeli und Negeliköpf (3), Galgan (2), Gelbholz (4), Jalape (4), Curcuma (3), Quinquina (6), Saflor (12), Safran (16) [und] Cacao (1).»

Der Wirtschaftsalltag war im Mittelalter und in der frühen Neuzeit hauptsächlich durch die Kleinräumigkeit bestimmt. Mit den zum Teil fremdländischen Spezereien wehte aber ein Hauch der weiten Welt durch unsere Gegend. Bei den «Lorbonen» handelte es sich um die eiförmigen Früchte des Lorbeerstrauchs oder Lorbeerbaums. Diese wurden als Heilmittel gegen Magen- und Bauchweh und zu Räucherzwecken verwendet. Als «Kreuzbeere» wird sowohl der Echte Kreuzdorn wie auch der Sauerdorn bezeichnet. Die Beeren waren für die Färber von grosser Bedeutung. Der grüne Farbsaft fand auch Verwendung als Aquarellfarbe. Die getrockneten Beeren des Echten Kreuzdorns oder der daraus bereite Sirup wurden früher als Abführmittel verwendet; daher nannte man die Beeren, in Anlehnung an das französische Verb «purger», das u.a. mit «reinigen, säubern» übersetzt werden kann, auch «Purgierbeeri». Das «Franzosenholz» war ein geschätztes Heilmittel gegen die Syphilis, die im Volksmund «Franzosen» genannt wurde. Der Wurzelstock der «Galgane» (Galgan, Galgant), eines in Südchina beheimateten Ingwergewächses, lieferte eine hochgeschätzte Droge und wurde auch als Gewürz verwendet.

Als «Gelbholz» wurden sehr verschiedene Hölzer bezeichnet, so unter anderem der Färberbaum, auch Perückenbaum genannt, das Gelbe Brasilholz oder

das Echte Gelbholz, der Sauerdorn, das Goldholz, auch Südafrikanisches Gelbholz oder Safranholz, das Nordamerikanische Gelbholz, der Osagedorn und der Faulbaum. Die Farbstoffe des Gelbholzes dienten zum Färben, daneben wurden aus den Pflanzen auch Arzneimittel hergestellt. Das rotblühende Windengewächs Jalappe, ursprünglich in Mexiko beheimatet, lieferte ein begehrtes Abführ- und Wurmmittel.

Mit «Quinquina» wird die Chinarinde bezeichnet, die als Heilmittel gegen die Malaria Verwendung fand. Die Pflanzenbezeichnung steht nicht im Zusammenhang mit dem Reich der Mitte. Vielmehr bedeutet «quina» in der alten Inkasprache «Rinde».

«Safflor» ist ein anderer Name für die Färberdistel, mit deren Farbstoff Textilien eingefärbt wurden. Der Safran schliesslich diente nicht nur als Gewürz, sondern war das kräftigste Gelb-Färbemittel des Mittelalters überhaupt.

### **Die Steffisburger Spezereistampfe**

Bei der Spezerei-Pulverstampfe in Steffisburg handelte es sich lediglich um eine bescheidene Anlage. Das Wasserrad setzte die Nockenwelle in Bewegung, die zwei hölzerne Stämpfel hob. Die drei «Mörsslen» (Mörser), die sich in der Stampfe befanden, waren mit einem Eisenboden versehen. 1779 gehörten folgende Werkzeuge und Geräte zur Spezereistampfe: «zwanzig Siebe, zween Kästen, eine hölzerne Wag mit steinerner [sic!] Gewicht dazu, eine Melchtere, ein Kübelmäs, ein Tabakmesser, ein vierräderiges Wägelein und ein Küchenschaft».

Auf der Pulverstampfe in Steffisburg wurden vom Stampfer Schenk Ende des 18. Jahrhunderts unter anderem «Nägelj, Pfeffer, Mandlen, Zimmet und Safran» gestampft, letzteres zu 3 Batzen das Pfund, während die übrigen Spezereien 2 Kreuzer kosteten. Somit arbeitete der Steffisburger Stampfer etwas günstiger als der Stampfer in der Hauptstadt. Nebst den aufgeführten Gewürzen und den Mandeln dürfte Schenk auch noch weitere Spezereien gestampft haben.

Wie aus dem Bericht des Majors Rodt von 1783 hervorgeht, stampfte Peter Schenk für Kunden in Thun und Burgdorf, aber auch hausierende Italiener zählten zu seinen Abnehmern. Daneben dürften auch einheimische Krämer

die Ware ins Land hinausgetragen haben. Auch der Spezereipulverstampfer Wenger in Thun stampfte für «alle».

Neben der Spezerei-Pulverstampfe in Steffisburg existierten im 18. Jahrhundert im Gebiet des heutigen Kantons Bern noch Stampfen in Bern, Thun, Burgdorf und Seftigen. Mit Ausnahme derjenigen von Bern, die im Besitz der Gesellschaft zu Kaufleuten war, verfügte offenbar keine der anderen Stampfen über eine obrigkeitliche Bewilligung.

## **Hammerschmieden**

### **Vor der rechten Schmiede wird man recht beschlagen**

Von der Mechanisierung der Schmieden in der Schweiz finden sich die ersten Spuren zu Beginn der Neuzeit: In Laufenburg (AG) bestand bereits im Jahr 1494 ein Bund der Hammerschmiede, und im Eisenbergwerk im Gental (Oberhasli) wurde 1557 eine Hammerschmiede betrieben.

Wie die Stampfen verfügten Hammerschmieden über eine liegende Nockenwelle, die, vom Wasserrad getrieben, die Hämmer in die Höhe hoben und nach dem Ausklinken fallen liessen. In der Regel wurden auch der grosse Blasebalg und der Schleifstein, die wie die Esse und der Amboss zur Hammerschmiede gehörten, durch das Wasserrad angetrieben. Als Hämmer wurden entweder Schwanzhämmer verwendet, deren Ende durch die Nocken niedergedrückt, oder Lupfhämmer, deren Kopf von den Nocken angehoben wurden. Der Hammerkopf bestand häufig aus zwei Teilen, dem gegossenen Hammergewicht und dem eigentlichen Hammer, der im Hammergewicht verkeilt war. Unter dem Hammer stand der Amboss, auf dem die Werkstücke geschmiedet wurden. In der Regel waren die Hammerschmieden mit mehreren Hämmern ausgerüstet. So befinden sich beispielsweise in der Schmiede von Sennwald (SG) als Zeugen der Vergangenheit verschiedene Hämmer, die heute von einem Kunstschmied immer noch gebraucht werden, zum Beispiel ein klotzförmiger Grosshammer, der rund 200 kg wiegt und mit rund 120 Schlägen pro Minute arbeitet. Er dient dem Stauchen grosser Werkstücke. Der Streckhammer wiegt rund 110 kg, arbeitet mit 150 Schlägen pro Minute und wird zum Strecken des Eisens benötigt. Früher wurde er vor allem zum Eintiefen von Keilen und auch für das Schlagen des «Halmloches» für den Werkzeugstiel gebraucht. Der Breithammer dient dem Abflachen der Schaufelblätter; er wiegt 100 kg, arbeitet mit 200 Schlägen, und sein Stumpfkeil ist abgerundet. Schliesslich



verfügt die Schmiede in Sennwald noch über einen 50 kg schweren klotzförmigen Klein- oder Spannhammer, der mit 150 Schlägen arbeitet und mit dem man die Werkformen glättet. Der Takt der Hämmer wird über die Wasserzufuhr beim Rad reguliert.

Die Hammerschmiede beschränkten sich nicht nur auf die Bearbeitung grosser Stücke, sondern führten auch Arbeiten aus, die nach altem Herkommen eigentlich der Dorfschmied gemacht hatte. In der Hammerschmiede von Sennwald wurden u.a. Zappi, Äxte, Beile, Hämmer, Schaufeln, Pickel, Pflüge und Sensen hergestellt. Von der Hammerschmiede in Boswil (AG) wissen wir aus dem Jahr 1700, dass dort Radreifen, Eisenzapfen für verschiedene Werkzeuge und Feilen verschiedener Grösse produziert wurden.

Die Hufschmiede von Bern beklagten sich bereits 1572 beim Schultheissen und Rat in Bern, dass in der Hammerschmiede von Worblaufen auch Wagen, Pflüge und Waffen hergestellt und Pferde beschlagen würden. Die Hufschmiede bestritten den Hammerschmieden das Recht, weil diese das Handwerk nicht erlernt hätten und weil die angeführten Arbeiten seit jeher den Hufschmieden vorbehalten gewesen seien. Die Hammerschmiede hingegen forderten, alle Arbeiten ausführen zu dürfen, «deren unser landtvolck nothürfftig sye». Die Hufschmiede konnten das eingeschränkte Recht der Hammerschmiede nicht belegen, so dass diese die Erlaubnis erhielten, in ihrer Arbeit weiterzufahren.

### **Die erste Steffisburger Hammerschmiede**

In Steffisburg bestand bereits vor dem Jahr 1600 eine Hammerschmiede. Sie befand sich am Unterlauf des Mühlebachs am heutigen Glättemühleweg in unmittelbarer Nähe zum Glättemühlegut. Die Quellen zu dieser Anlage fliessen aber nur sehr spärlich. Weder lassen sich der genaue Zeitpunkt ihrer Entstehung noch deren Abgang genau bestimmen. Aus den wenigen überlieferten Bruchstücken lässt sich aber schliessen, dass ihre Errichtung in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts fällt.

Um 1530 wird in einem Urbar eine Matte «ennet der würy by dem Siechen Huss an der Zull gelegen ist ongefarilych sechs meder» aufgeführt, von der «Nickly Losannegger» 3 Pfund und 4 Schilling Bodenzins zu entrichten hat. Genau diese Matte, die «fürhin an den Wür, obsig an der Siechen matten, niden an die Aren und einer siten an Marti murers matten» grenzt, taucht dann

wieder in einem Urbar von 1607 auf; zu dieser Zeit trägt sie den Namen «Hammerschmidt madten». Peter Spani, Burger von Thun, war damals bodenzinspflichtig.

Im Laufe des 17. Jahrhunderts erscheinen dann verschiedentlich in Urkunden Hinweise auf die Hammerschmiede; so finden wir zum Beispiel 1635 die Ortsbezeichnung «by der hammerschmitten» und 1662 bei der «Hammerschmitti».

Aus diesem Jahr (1662) stammt denn auch die erste Urkunde, die sich direkt auf die Hammerschmiede bezieht. Damals bezahlte Bendicht «Murrj» von Thun anstatt «Caspar Seiller» von der «Hammerschmitten» 3 Pfund 4 Schilling Zins.

Im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts wurde die Hammerschmiede-Matte parzelliert. Verschiedene Thuner tauchen in den Urkunden als Besitzer von Teilparzellen auf.

1755 verkaufte Johannes Rüfenacht dem in Kehrsatz wohnhaften Jakob Roth für 900 Pfund oder 270 Kronen eine «doppelte Behausung» und dazu rund eine halbe Jucharte Land, «die Hammerschmitten genannt». Diese Parzelle grenzte im Osten an die Pulverstampfe, im Süden an den «Bleickj-Bach», im Westen an das Land von Christen Roth, dem Bruder des Käufers, und im Norden an das Siechengässli. Mit verkauft wurden 2 Leitern, 1 altes Trögli, 1 Gutschli und 1 Tisch in der oberen Stube. Die Formulierung im Kaufvertrag legt den Schluss nahe, dass zur damaligen Zeit die Hammerschmiede bereits abgegangen war.

### **Lediglich eine Idee**

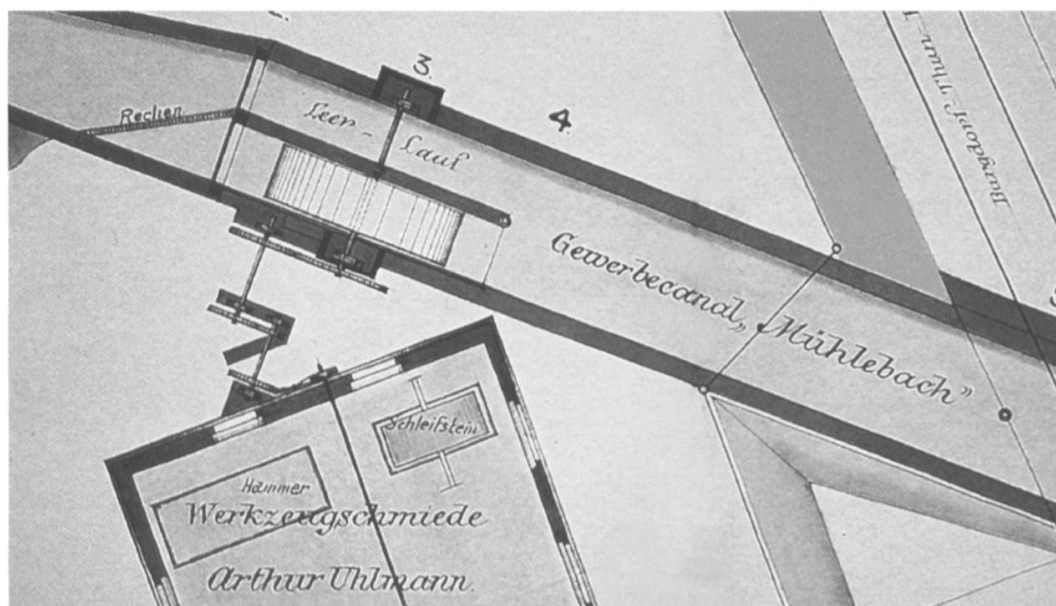
Ein Projekt für eine Hammerschmiede bestand dann in den 30er-Jahren des 19. Jahrhunderts im Steffisburger Oberdorf im Spitz zwischen der Schwarzeneggstrasse und dem Dorfbach, wo sich eine Schmiede befand, die um 1830 dem Hans Gurtner in Riggisberg gehörte. Ende Dezember 1833 verkaufte dieser die «Hufschmiede» seinem Schwager, Johannes Haueter, für 2 529 Kronen.

Haueter hatte die Absicht, den Betrieb zu mechanisieren und mit einer Hammerschmiede zu erweitern. Am 10. Februar 1834 erhielt der Hufschmied von

Schultheiss und Rat in Bern die Konzession für zwei Streckhämmer und den nötigen Wasserbehälter am Dorfbach. Dafür hatte er jährlich L. 2.– in die Schlossschaffnerei nach Thun zu entrichten. Bereits fünf Jahre später, im Frühjahr 1839, verkaufte Haueter dem Schmied Ulrich Lüthi, der den Betrieb gepachtet hatte, die Schmiede mit allem Werkzeug und allem Eichenholz, das «für das Hammerwerk bestimmt ist», für 3 600 Kronen. Aus diesem Kaufvertrag geht hervor, dass Haueter die Hammerschmiede nicht eingerichtet hatte. Im Februar 1841 wurde auf Begehren Lüthis die Konzession nach nur sieben Jahren bereits wieder gelöscht.

### Nur wenige Jahre: Die Schmiede Uhlmann

Erst viele Jahre später, nämlich 1904, wurde in Steffisburg in unmittelbarer Nähe zur Bahnstation von Arthur Uhlmann (1865–1927) die zweite Hammerschmiede errichtet. Die Parzelle, auf der er seine Schmiede baute, hatte bis ins Jahr 1864 zur Pulvermühle gehört. Die Leistung des unterschlächtigen Wasserrads betrug rund 3 PS. Das Rad hatte eine Breite von 1,2 m und einen Durchmesser von 4,3 m und trieb über ein Getriebe die Transmissionswelle im Innern der Werkstatt. An Maschinen liefen in der Schmiede ein Hammer, zwei grosse Schleifsteine, verschiedene Schmirlingscheiben und eine Stempelmaschine zum Prägen des Firmenzeichens.



Schmiede Uhlmann, Projektplan 1903

Grundriss der Wasserradanlage, des Getriebes und der Schmiede.

Wasser- und Energiewirtschaftsamt des Kantons Bern, 28 0 45, Projekt Wasserwerk Uhlmann, 1903, Ausschnitt, bearbeitet.



Schmiede Uhlmann, Ansicht von Süden, um 1915

Foto: M. Weber

Uhlmann, der bei seiner Arbeit von einem Gesellen unterstützt wurde, war als Hufschmied tätig, zog aber auch Eisenreifen auf Wagenräder auf. Daneben war er auf die Herstellung besonderer Werkzeuge spezialisiert; unter anderem kamen aus seiner Werkstätte Schueschtermässer, Schueschterhämmer, Gnippe und Metzgerstääu. Diese Erzeugnisse fanden ihre Abnehmer nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Deutschland und Frankreich.

Uhlmanns Schmiede am Mühlebach hatte nur ganz kurzen Bestand. 1921 wurde er nämlich in einem Enteignungsverfahren gezwungen, die Werkstätte an die Emmental–Burgdorf–Thun-Bahn (EBT) zu verkaufen, weil diese ihre Geleiseanlagen erweitern wollte. Uhlmann wurde mit Fr. 60 000.– entschädigt und musste innerhalb eines Jahres das Gebäude abbrechen, durfte dafür aber alles Abbruchmaterial behalten. Uhlmann verlegte daraufhin 1921 seine Gewerbetätigkeit an den Platz im Dorf Steffisburg.

## Glättemühlen

### Das Töpfergewerbe – Harte Arbeit und wenig Lohn

Das Steffisburger Töpfergewerbe (Hafnerei) ist untrennbar mit demjenigen von Heimberg verbunden. Im Gebiet zwischen dem Laeliggraben und der Zulgrücke schied die Bernstrasse als Grenze zwischen den beiden Gemeinden willkürlich die Steffisburger von den Heimberger Hafnereien.



Fabrikationsgebäude der Fabrique Céramique J. Wanzenried, Glättemühleweg 25. Die Firma Wanzenried war der grösste und bedeutendste Töpferbetrieb der Region. Luise Wanzenried (Bildmitte rechts) führte nach dem Tod ihres Mannes den Betrieb weiter. Die erste Steffisburger Glättemühle befand sich wenige Meter bachabwärts. Aufnahme vom 7. Mai 1907.  
Foto: H. Schneider

Die Ausbeutung der regionalen Lehmvorkommen ist bereits aus römischer Zeit bezeugt. Von einer späteren Nutzung, vom frühen Mittelalter bis in die Neuzeit, haben wir keine Kenntnisse. Hermann Buchs, der profunde Kenner des regionalen Hafnerhandwerks, leitete aber aus dem Umstand, dass das Gewerbe im 18. Jahrhundert einen unglaublichen Aufschwung erfuhr, ab, dass die Tradition nie ganz verloren gegangen war.

1798 übten im Heimberg 15 Männer zwischen 20 und 70 Jahren das Hafnerhandwerk aus. Wenn man die in den vermutlich über zehn Werkstätten beschäftigten Frauen und fremden Gesellen einbezieht, so dürfte rund ein Fünftel der Einwohner Heimbergs mit der Hafnerei verbunden gewesen sein. Im Bürgerverzeichnis von 1798 werden in Steffisburg nur gerade vier Hafner aufgeführt.

1836 gab es im Heimberg mehr als 50 Töpfer, 1850, auf dem Höhepunkt der Entwicklung, zählte man im Gebiet zwischen der Rotachenbrücke in Oppligen und der Zulgrücke in Steffisburg rund 80 Werkstätten. Nach 1850 geriet das Gewerbe bis 1875 in eine tiefe Krise, und die Zahl der Heimberger Werkstätten nahm wieder ab. 1873 gab es in Heimberg 62 selbständige Töpfermeister, welche mit 53 Öfen arbeiteten und 105 Angestellte beschäftigten. 1889 zählte man in Heimberg noch 41 Hafnereien, in Steffisburg zwölf. Zusammen gaben sie 217 Personen ein Auskommen.

Das Aufkommen der Thuner Majolika brachte gegen Ende des 19. Jahrhunderts einen erneuten Aufschwung. Bis gegen 1900 blieben die meisten Hafnerfamilien bei ihrem Gewerbe, dann begann die Branche aber einzubrechen. In Thun boten u.a. die Eidgenössischen Betriebe und andere Gewerbe Arbeitsplätze, die eine wirtschaftliche Besserstellung der oft wenig qualifizierten Arbeitskräfte versprachen. Zudem waren die neuen Stellen auch aus arbeitsmedizinischer Sicht attraktiver als das Hafnergewerbe.

### **Der Glanz trügt: Vorsicht Gift!**

Weil die kalkreichen keramischen Massen in Heimberg nicht viel höher als 1000 °C gebrannt werden konnten, mussten die Töpfer bleihaltige Glasuren verwenden. Als Glasurrohstoff kam daher vorwiegend Bleiglätte in Frage. Diese wurde in den sogenannten Glättemühlen aufbereitet.



Firmenkarte der Fabrique Céramique J. Wanzenried Thoune, um 1910. Die Produktion der Firma Wanzenried war äusserst vielfältig und dem Publikumsgeschmack der damaligen Zeit angepasst. Obwohl sich die Werkstätte in Steffisburg befand, wurden die Erzeugnisse unter den Namen «Schweizer Majolika» und «Wanzenried Thun» vermarktet. Thun war in Fremdenverkehrskreisen vor dem Ersten Weltkrieg europaweit ein Begriff.

G. Frank

Bleiglätte (geschmolzenes Bleioxyd), deren Gewinnung bereits 1557 von Agricola beschrieben wird, entsteht in grossen Mengen beim Abtreiben von Silberschmelzen, die aus silberhaltigem Bleiglanz geschmolzen werden. Wegen ihrer Herkunft, aber auch wegen ihrer blassgelben Farbe wurde sie häufig «Silberglätte» genannt. Hatte sie eine schöne, klare gelbe Farbe, was ein Zeichen grosser Reinheit ist, nannte man sie auch Goldglätte, denn normalerweise war Bleiglätte durch mehr oder weniger Kupfer- und Eisenoxyd gefärbt. Zuweilen konnte sie auch eine grünlichgelbe Farbe aufweisen. Die Bleiglätte war seit dem Mittelalter, möglicherweise auch schon im Altertum nach Bleiglanz



(Glasurerz) wichtigstes und billigstes Flussmittel neben Soda, Pottasche und Weinstein bei der Glasurbereitung. Bleiglätte kam als schweres, schuppig-körniges Pulver in den Handel und war ausgesprochen giftig.

Die bedeutendsten Silberverhüttungsanstalten, wo auch Bleiglätte anfiel, befanden sich in der Regel in der Nähe der Erzvorkommen, also im Harz, im sächsischen Erzgebirge, in Böhmen und in England. Glätte wurde zum Teil auch gezielt aus Blei bereitet, so z.B. in Kärnten. Woher die in Heimberg verwendete Bleiglätte kam, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Im späten 17. Jahrhundert brachten Kachelträgerinnen und Kachelträger die «glesüri» zu den Hafnern. Zwei von ihnen, die in unserer Region tätig waren, kennen wir, weil 1671 die verwitwete Kachelträgerin «Elsbet Brendelt» aus Unterseen, die sich damals in Steffisburg aufhielt, dem Steffisburger Chorgericht den verheirateten «Bentz Kalchofer» in Niederhasle, ebenfalls ein Kachelträger, als Vater ihres Kindes angab. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam eine beträchtliche Menge Glätte über Burgdorf nach Heimberg.

Quarzsand brauchte man zusammen mit Bleiglätte für die klare, glänzend glatte Bleiglasur, welche die Farben besonders leuchtend entwickelte. Quarzsand kommt regional und lokal als Sediment vor. Rein ist er im Alpenvorland sehr selten, in den inneren Alpentälern gibt es begrenzt lokale Flusssediment-Vorkommen. Zu gewissen Zeiten dürfte man auch alpinen Quarz gebrochen und gemahlen haben. Im 19. Jahrhundert waren in der Schweiz Quarzsandvorkommen in Bellelay, Fuet, Moutier und Souboz bekannt.

Je feiner der Quarzsand und die Bleiglätte gemahlen wurden, desto leichter, gleichmässiger und fehlerfreier schmolz das Gemisch und desto besser und gleichmässiger liess sich die Glasur auftragen.

### **Die Glättemühlen in der Region**

In der Umgebung von Thun lassen sich sechs Glättemühlen fassen, vier davon auf Steffisburger Boden.

Die älteste Glättemühle befand sich zuunterst am Mühlebach in Steffisburg im Gebiet der heutigen Jungfraustrasse 8. Wann genau sie eingerichtet wurde, kann nicht mit letzter Sicherheit gesagt werden, es muss dies aber zwischen 1772 und 1776 geschehen sein. Urkundlich erwähnt wird diese sogenannte

«Goldgletti» erstmals im Jahr 1776. Sie erfuhr im Laufe der Zeit verschiedene bauliche Veränderungen und war bis zum Ersten Weltkrieg in Betrieb. Der Betrieb versorgte Anfang des 19. Jahrhunderts einen Kundenkreis, der von Heimberg über Jaberg, Kiesen, Oppligen, Diessbach bis nach Höchstetten reichte. In den 1830er-Jahren wurden in einer Hafnerwerkstätte jährlich im Durchschnitt 1 450 Pfund Glätte verarbeitet.

Während Jahrzehnten war diese Glättemühle die einzige weit und breit. 1831 stellte die Bürgergemeinde von Heimberg das Gesuch, an der Augiesse auf der Allmend eine Glättemühle zum Zerreiben von Silberglätte einrichten zu dürfen. Der Steffisburger Glättemüller fürchtete die Konkurrenz offenbar wenig, denn auf die Bekanntmachung des Gesuchs von der Kanzel ging keine Einsprache ein, so dass die nötige Konzession erteilt wurde. Die Glättemühle in Heimberg hatte offenbar nur wenige Jahrzehnte Bestand. Am 22. Februar 1852 wurde die Konzession bereits wieder gelöscht.

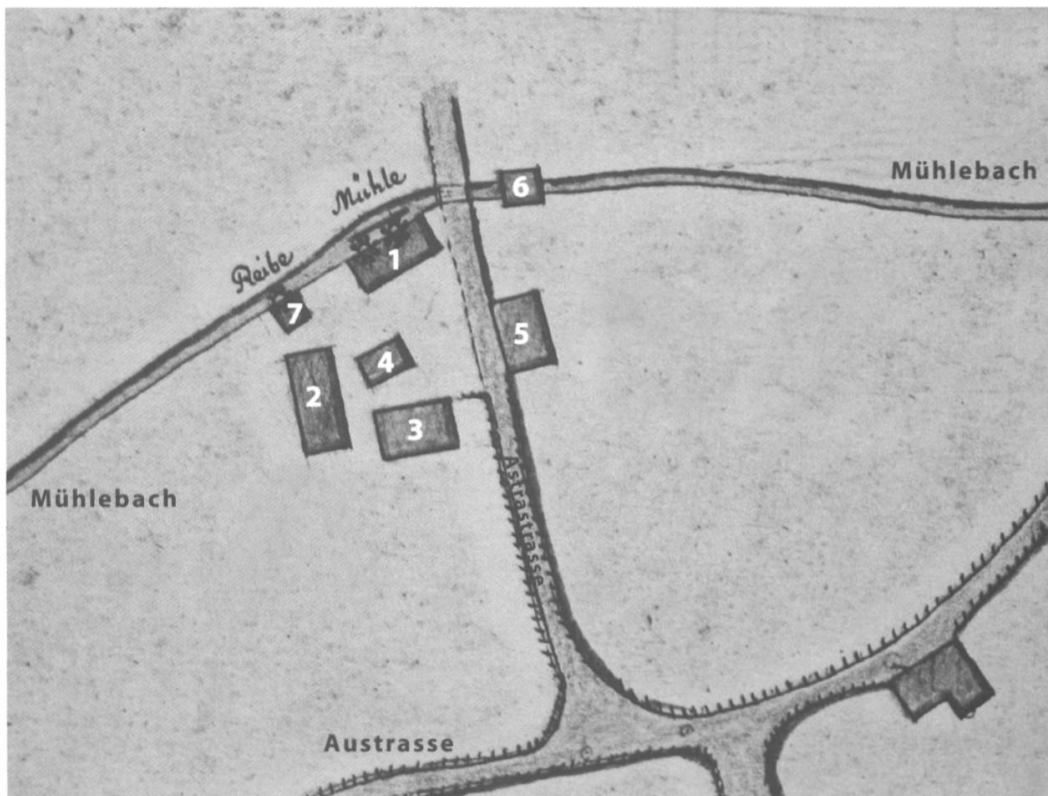
Im Amtsbericht des Regierungsstatthalters in Thun von 1832 ist vermerkt, dass im Amt drei Glättemühlen mit vier Rädern in Betrieb seien. Dies bedeutet, dass die Glättemühle am heutigen Industrieweg 19 in Steffisburg damals schon bestand. Über deren Entstehung wissen wir aber nichts. 1842 wird sie erstmals aktenkundig. 1845 stellte der Besitzer, Jakob Hofer, das Gesuch, an Stelle der Glättemühle eine Mühle mit einem Mahlhaufen und einer Rönne einrichten zu dürfen, weil er die Gefährlichkeit seiner Arbeit erkannt hatte und sich von der Müllerei ein besseres Einkommen erhoffte. In der Begründung, warum Hofer beabsichtigte, der Glättemüllerei den Rücken zu kehren, schreibt dessen Rechtsvertreter, «dass die giftige Wirkung seines bisherigen Gewerbegegenstandes, der Bleiglätte, ihren schädlichen Einfluss auf seine ohne diess schwankende Gesundheit ausübt, und er in vierzen Jahren, in seinem schönsten Lebensalter, ein Opfer dieses giftigen Einflusses werden müsste. Und es ist Pflicht jedes Menschen und besonders eines Familienvaters, zum Wohl der Seinen für seine Gesundheit bestmöglichst zu sorgen.» Jakob Hofer erhielt die gewünschte Bewilligung. Es scheint aber, dass er mit dem Bau der Mühle noch zuwartete, denn 1849 wird die Glättemühle in einem Handänderungsvertrag noch erwähnt. Erst kurz nach der Übernahme, wohl um 1850, scheint Hofer die schon 1845 bewilligte Mühle gebaut und die Glättemühle abgebrochen zu haben.

Im Jahr 1843 entstand auf Steffisburger Boden die dritte Glättemühle. In der Hanfreibe und Gerstenstampfe bei der Au-Mühle sollte die neue Anlage erstellt werden, für die man das alte Rad der Reibe verwenden wollte. Peter Schüpbach trat als Vogt der Kinder Schüpbach auf und stellte im Sommer 1842 das nötige Gesuch. Er führte an, dass die Töpfer wegen der Konkurrenz die Glätte in Zukunft leichter beziehen können. Die Anlage wurde im Amtsblatt publiziert und am 24. Januar 1843 bewilligt.

Die Schüpbachs betrieben aber offenbar die Glättemühle nicht selber, sondern stellten lediglich das Wasserrecht und die Anlage zur Verfügung. 1859 waren der Mühlestuhl und die Steine der Glättemühle im Besitz der Heimberger Erbgemeinschaft Berger, 1875 gehörte die Anlage dann den Brüdern Friedrich und Samuel Berger im Heimberg. 1877 vernehmen wir, dass die Glättemühle bei der Au-Mühle nicht mehr betrieben wurde. Möglicherweise wurde sie 1875 anlässlich des Neubaus der Milchsiederei abgebrochen, die auf dem Areal südlich des Mühlebaches gegenüber der Au-Mühle errichtet wurde. Eine weitere Glättemühle wurde im Jahr 1859 bei der Rotachenbrücke im Heimberg bewilligt. Über ihr weiteres Schicksal ist nichts bekannt.

Während ganz kurzer Zeit gab es schliesslich am heutigen Glättemühleweg 31 in unmittelbarer Nachbarschaft zur ältesten Steffisburger Glättemühle eine weitere Anlage, die sich, wie diese, ebenfalls im Besitz von Johann Wanzenried d.J. befand. Ende 1873 hatte Wanzenried von der Burgergemeinde Thun am Mühlebach oberhalb seiner Besitzung eine Parzelle mit zwei Wasserrechten gekauft. Hier baute er das Fabrikgebäude für seine Keramikproduktion und etwas unterhalb eine Farb- und Glättemühle, die 1879 für Fr. 4000.– brandversichert war. Diese Glättemühle brannte aber am 9. Januar 1880 ab und wurde anschliessend, wohl wegen der finanziellen Schwierigkeiten, in denen Wanzenried steckte, nicht wieder aufgebaut. In der weiteren Umgebung von Steffisburg bestand im ausgehenden 19. Jahrhundert auch eine Glättemühle in Schüpbach, die der Anna Barbara Bieri-Pfäffli gehörte, 1899 aber wegen der fehlenden Turbineneinrichtung nicht in Betrieb war.

Auch in Kiesen soll eine Glättemühle betrieben worden sein. Über diese Anlage ist weiter nichts bekannt.



Die Au-Mühle in Steffisburg, 1813. Ab 1843 wurde auch bei der Au-Mühle (heute: Astra-Areal auf der Nordseite des Mühlebachs) eine Glättemühle in der ehemaligen Reibe (7) betrieben. Der südorientierte Plan zeigt weiter: Au-Mühle mit zwei Wasserrädern (1), Wohnhaus (2), Scheune (3), Ofenhaus und Schweinstall (4), Scheune (5) und Speicher (6).

Abbildung: Fisch C.: Plan und Profil des Sulnd Beets von Stäffisburg bis an die Aare im Juny 1813; Ausschnitt, bearbeitet. Oberingenieur Kreis I, Thun

Nebst den oben genannten Glättemühlebesitzern bzw. -müllern sind noch folgende Glättemüller bekannt: Christian Berger in der Au (1807–1874), Christian Bieri in der Dornhalden (1843–1874), Christian Schenk, ebenfalls in der Dornhalden (1826–1893), weiter Johann Schweizer bei der Brücke in Steffisburg (1802–1876) und schliesslich noch Samuel Stalder (1822–1885), der in der Erlen in Steffisburg wohnte.

### **Aus den Augen, aus dem Sinn?**

Die oben beschriebenen Wasserwerke bestehen längst nicht mehr, und materielle Zeugen gibt es bis auf einen kleinen Mauerrest des ehemaligen Glättemühlegebäudes an der Jungfraustrasse 8 in Steffisburg nicht mehr. Die Stampfen, Hammerschmieden und Glättemühlen sind der fortschreitenden Mechanisierung und der Industrialisierung gewichen, nachdem sie wegen der geringen

Leistungsfähigkeit ihre Bedeutung verloren hatten. Der technische Fortschritt und die Zeit sind über sie hinweggegangen. Einzig im Namen «Glättemühleweg» lebt die Erinnerung an einen dieser Betriebe noch weiter.

Und trotzdem: Auch wenn die verschiedenen Anlagen verschwunden sind, werden sie in der Gewerbe- und Industriegeschichte ihre Bedeutung als Bindeglieder zwischen der oft mühseligen Handarbeit und der industriellen Produktion behalten.